

Dirk Laabs

ARMEE DER EINZELTÄTER

Dirk Laabs

ARMEE DER EINZELTÄTER

Wie sich junge Männer
online radikalisieren und zur
tödlichen Gefahr werden

HEYNE <

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Originalausgabe 04/2026

Copyright © 2026 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Jan W. Haas
Umschlaggestaltung: Birgit Kohlhaas Buchgestaltung
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-21921-2
www.heyne.de

Inhalt

Triggerwarnung	7
Prolog	
Die Schwester	11
1	
Die Wundensammler	21
2	
Falsche Identität	46
3	
Der Kandidat	61
4	
Mann im Spiegel	86
5	
Wer tötet, ist für immer weltberühmt	106
6	
A fucking war zone	121
7	
Ein Virus außer Kontrolle	140

8	
Amerikanisches Gemetzel	168
9	
Passiert das gerade wirklich?	197
10	
Der Komplize	214
11	
Die Mütter des Terrors	228
12	
Hört auf zu reden, fangt an zu töten!	248
13	
Die ferngesteuerten Attentäter	271
14	
Hey fascist! CATCH! ↑→↓↓↓	292
Nachwort	
No Lives Matter	311
Glossar	313
Anmerkungen	315

Triggerwarnung

Dieses Buch versucht zu erklären, warum es so viele sogenannte Einzeltäter gibt, die aufgrund verschiedener Motive versuchen, möglichst viele Menschen zu ermorden.

Nur wenn man ihnen genau zuhört und ihre – auch verbalen – Abgründe schonungslos ausleuchtet, kann es gelingen, den Hintergrund ihrer Taten besser zu verstehen.

Das ist schwer zu ertragen: die vielen meist sexistischen oder rassistischen Beleidigungen, dazu die scheinbare endlose Folge von Drohungen und die daraus resultierende exzessive Gewalt.

Ich stand und stehe im Kontakt mit Menschen, die Kinder, Geschwister oder Eltern bei einem Terroranschlag verloren haben – sie begrüßen die schonungslose Auseinandersetzung mit den Tätern. Man dürfe nichts weglassen oder verschweigen, sagen sie. Am Ende geht es auch darum, nachvollziehen zu können, mit wem sich inzwischen viele Politiker weltweit gemeinmachen. Und: Nur wenn man eine Gefahr genau kennt, kann man sie auch bekämpfen.

Viele der Attentäter, darauf gehe ich im Buch ein, hatten psychische Probleme, einige waren suizidal. Dennoch ist die Gewalt nicht rein medizinisch zu erklären. Sie ist vor allem aus einem politischen Konflikt erwachsen.

Mein Appell, gerade an junge Leser, lautet:

Wenn der Hass zu viel wird und das Gefühl die Oberhand gewinnt, sich selbst oder anderen etwas antun zu wollen, oder wenn die Schattenseite der Online-Welt Euch nicht mehr loslässt: Verschweigt Eure Probleme nicht, sprecht sie an.

In der Schule. Oder am besten mit Euren Eltern, auch wenn es schwerfällt.

Sucht Euch Hilfe. Auch beim Ausstieg aus bestimmten Spielen, Boards, Gruppen. Denkt dran: Ihr müsst das Handy und den Computer ausschalten, wenn es zu viel wird. Es geht nicht anders.

Es gibt Hilfe, wenn die Probleme akut werden. Zum Beispiel hier:

www.nummergegenkummer.de

www.deutsche-depressionshilfe.de/depression-infos-und-hilfe/depression-in-verschiedenen-facetten/suizidalitaet

Und eine Nachricht an die Eltern:

Es können auch Kinder betroffen sein, die gerade einmal zehn Jahre alt sind – oder sogar jünger. Es ist kein Kinderspiel, sondern kann sehr schnell sehr gefährlich werden. Auch Eltern können von der Situation überfordert sein – und sollten sich im Krisenfall Hilfe suchen. Sollte ein Kind konkret und nicht mehr nur abstrakt über einen Plan sprechen, wird die Lage ernst. Die obigen Hilfsangebote gelten auch für Eltern.

»Es gibt keine größere Liebe als die, die wir für jeden ...
Attentäter empfinden. Sei dir gewiss, dass du nach deinem
großen Tag bis ans Ende aller Zeiten gefeiert, bewundert,
geehrt und verteidigt wirst. Kopf hoch, sei stark und gib dein
Bestes. Wir glauben an dich und können es kaum erwarten zu
sehen, wozu du fähig bist. 🤝❤️«

28. August 2023,

Nachricht in einem der Terrorgram-Kanäle auf Telegram
an potenzielle Attentäter

Prolog

Die Schwester

Im Oktober 1994 saß ich mit einem Freund in einer Kellerbar in einer Nebengasse der Nahalat Shiva in Jerusalem, einer kurzen Straße voller alter zweistöckiger Häuser aus Sandstein, darin Cafés, Restaurants und Kneipen, nicht weit von der Altstadtmauer entfernt. Ich absolvierte damals meinen zivilen Ersatzdienst in Israel. Plötzlich hörten wir Schüsse und Schreie. In Jerusalem wusste man sofort, was das bedeutet. Der Barkeeper schloss die Tür von innen zu. Wenig später ließ er einen Soldaten in die Bar, der den Raum durchsuchte. Ich fragte ihn, was genau passiert war. Ein Terrorist tot, einer auf der Flucht, antwortete er, die beiden hätten Granaten dabei. Auf einem Fernsehmonitor in der Ecke konnten wir nur Minuten später die ersten Livebilder aus der Gasse sehen: Ambulanzen fuhren vor, die Polizei sperrte alles ab. Als wir die Bar verlassen durften, sahen wir die zerschossenen Scheiben, die Splitter auf den großen alten Quadern der Gasse. Zwei junge Palästinenser waren mit Sturmgewehren in die Nahalat Shiva gelaufen, hatten begonnen zu schießen. Einige der Gäste in den Bars schossen zurück. Grenzschützer, die zufällig in der Nähe in einem Sportstudio trainiert hatten, verfolgten die Angreifer durch das Viertel. Der eine Täter stolperte über einen der großen bombensicheren Mülleimer, ein Grenzschützer trat an ihn heran und schoss ihm in den Kopf. Als ich nach oben kam, stand der Schütze immer noch in der Gasse und wurde von orthodoxen Juden gefeiert, was ihm nicht zu gefallen schien. Sie skandierten »*Mavet La' Aravim!*«, Tod den Arabern!, Tücher in ihren Händen, mit denen sie das Blut aufgewischt hatten, das noch immer träge wie Sirup die Gasse hinunterkroch.

Beide Täter waren inzwischen tot, zuvor hatten sie zwei Menschen erschossen – einen israelischen Araber und eine 19-jährige jüdische Israelin. Ich war damals zwei Jahre älter. Hätte mich mein Freund nicht zu einer weiteren Runde überredet, wäre ich zum Zeitpunkt des Angriffes in der Gasse gewesen. Seit dieser Nacht sind Terroranschläge für mich auch etwas Persönliches. Zufällig war ich wenig später mit einer Gruppe im Gazastreifen zu Besuch. Ich konnte so einen Universitätsprofessor, der gleichzeitig *Hamas*-Mitglied war, fragen, warum auch ich ein Ziel geworden war. Er persönlich sei dagegen, weiche Ziele anzugreifen, antwortete er, viele andere in der *Hamas* aber nicht, weil die Operationen relativ leicht durchzuführen seien. Terror ist eben immer auch Taktik, ein Mittel, um Aufmerksamkeit zu generieren. Damals berichtete die *New York Times* auf der ersten Seite über den Anschlag, heute würde ein solcher Anschlag nur kurz vermeldet – denn auf vielen Ebenen hat sich etwas verschoben.¹

Fast 30 Jahre später betrat ich am frühen Morgen einen Konferenzsaal in Pittsburgh und entdeckte Emily Oneschuk auf dem Podium, die mit anderen über die Konsequenzen rechten Terrors sprach. Ich recherchierte gerade für eine Dokuserie – »World White Hate«, über Terroranschläge weltweit.² Während sie erzählte, dass ihr Bruder Andrew kurz nach seinem 18. Geburtstag erschossen worden war, ließ Emily Oneschuk ihren Blick durch den Saal im Kongresszentrum schweifen, als könnte sie Antworten auf ihre vielen Fragen in irgendeiner Ecke hinter dem Publikum finden. Es schien, als machte ihr noch immer zu schaffen, dass sie ihren kleinen Bruder nicht hatte retten können. Oneschuk Ende zwanzig, brünette Haare, braune Augen, wirkte auf der riesigen Bühne nur auf den ersten, flüchtigen Blick zerbrechlich. Hörte man ihr genau zu, änderte sich der Eindruck sofort. Obwohl es für sie sichtlich schmerzhaft war, beschrieb sie den tiefen Abgrund, der ihren Bruder verschlungen hatte, ohne vor ihm zurückzuschrecken. Andrew wurde zwar ermordet, war jedoch selbst als Kind in die rechte

Szene abgerutscht. Emily Oneschuk sprach ausführlich über seinen Hass und seine rassistische Ideologie, ohne ihn, ihre Familie oder die eigenen Gefühle zu schonen. So war ich später nicht überrascht, als Emily mir erzählte, dass sie kurz vor Andrews Tod selbst Schlagzeilen gemacht hatte, weil sie als erstes weibliches Mitglied der Navy SEALs vorgesehen war, der legendären Nahkampftruppe der US Marines. Damals hatte ihr so schnell nichts Angst gemacht.

Mit fester Stimme erzählte sie auf dem Podium, wie ihre Familie jahrelang um die Seele ihres Bruders kämpfte, der sich, gerade elf Jahre alt, erst langsam und dann immer schneller zu verändern begann. Andrew radikalisierte sich online, mit jedem Tag mehr, ehe er dort die falschen Freunde traf: Trump-Fanatiker wie er, ähnlich jung. Schließlich verbrachte Andrew mit den neuen Freunden auch offline immer mehr Zeit – im richtigen Leben also. Gemeinsam begannen Andrew und seine Freunde Sprengstoff und Waffen in einem kleinen Apartment in Florida zu horten.

In dem Konferenzzentrum, das zwischen alten Stahlbrücken das Ufer eines Nebenarms des Ohio River in Pittsburgh beherrscht, treffen sich seit 2021 jedes Jahr Opfer rechtsextremistischer Terroranschläge und rechte Szene-Aussteiger, die einen besonders anschaulichen Einblick in die Welt des Hasses vermitteln können, weil sie selbst extremistisch waren. Daneben werden Experten und Expertinnen aus aller Welt eingeladen, die sich als Vertreter von Polizei, Nachrichtendiensten, Universitäten oder den Medien mit dem Thema Terrorismus beschäftigen. Der Kongress wurde als Reaktion auf ein Attentat ins Leben gerufen, das Pittsburgh 2018 erschüttert hatte. Ein Mann war am Sabbat ohne Vorwarnung in die Tree-Of-Life-Synagoge marschiert, hatte »*All Jews must die!*« geschrien, alle Juden müssen sterben, und elf Menschen beim Gottesdienst erschossen – das bis dahin schlimmste Attentat auf eine jüdische Gemeinde in der US-Geschichte. Der Täter, ein arbeitsloser Lkw-Fahrer aus Pennsylvania, verbrachte wie Andrew exzessiv viel Zeit online und verfasste die Nachricht: »HIAS liebt es, Invasoren ins

Land zu lassen, die unsere Menschen umbringen. Ich kann nicht in aller Ruhe zusehen, wie mein Volk abgeschlachtet wird. Scheißegal, wie das für Euch aussieht, ich geh' jetzt rein, ich leg' jetzt los.« HIAS ist eine jüdische Initiative in den USA, die der Täter ohne Belege für die Einwanderung von Migranten – den »Invasoren« – verantwortlich machte.

Neben Emily Oneschuk reisten Hinterbliebene und Betroffene aus vielen Orten, die Schauplatz von rechtsextremistischen Attentaten geworden waren – Christchurch, Utøya, Buffalo –, nach Pittsburgh an. So wurden die Schlagzeilen, die online verbreiteten Nachrichtensplitter und die schrecklichen Bilder von blutüberströmten Opfern im Fernsehen auch für mich greifbar. Die Menschen berichteten von ihrem Schicksal und suchten wie Emily Oneschuk nach Antworten auf die Gewalt – dabei wirkten sie kämpferisch, aber auch in ihrem Innersten erschüttert und unendlich müde. Die Gespräche mit den Betroffenen und ihre schiere Menge beeindruckten mich nachhaltig – und sie verdeutlichten mir, dass die Gefahr, über die ich schon so lange berichtete, außer Kontrolle geraten war, auch weil die Täter immer jünger wurden und somit der Pool potenzieller Attentäter immer größer. Ein Experte erzählte auf einem Panel, wie eine Moschee in Quebec zusammengeschossen wurde – sechs Tote, viele Verletzte, der junge Täter ein ehemaliger Politikstudent und MAGA-Fan. Ich hörte dem Mann zu und merkte, dass mir dieses Attentat nicht präsent war, obwohl ich mich tagein, tagaus mit dem Problem Terror beschäftige. Zu viele Anschläge mit zu vielen Toten, die zu schnell vergessen werden – selbst spektakuläre Attentate graben sich nicht lange genug in das Gedächtnis der Öffentlichkeit ein. Viele Gesellschaften, in denen noch vor wenigen Jahren ein einziger Terroranschlag über Wochen hinweg die Schlagzeilen beherrscht hätte, gehen inzwischen schnell zur Tagesordnung über, scheinen überfordert – von der eskalierenden Gewalt, die so willkürlich zu sein scheint, die aus dem Nichts heraus ganze Gemeinden in ihren Grundfesten erschüttert. Gleichzeitig nehmen die

betroffenen Gesellschaften die Attentate hin, als seien es Naturkatastrophen, an denen man nichts ändern kann.

Als ich Emily Oneschuk morgens um kurz nach halb neun auf der Bühne des Kongresses sah, der sich vor allem auch damit beschäftigt, wie man Gewalt künftig verhindern kann, wurde mir sofort klar, dass ihre Perspektive unschätzbar wertvoll war: Ein Familienmitglied berichtet offen und nachvollziehbar über den langjährigen digitalen Radikalisierungsprozess eines jugendlichen Extremisten, vom Anfang bis zum traurigen Ende. Zu diesem Zeitpunkt versuchte ich bereits seit über 20 Jahren zu verstehen, warum Menschen zu Terroristen werden – egal aus welchem Motiv und egal mit welchem politischen Hintergrund. Aus der persönlichen Betroffenheit durch den Anschlag in Jerusalem war professionelles Interesse geworden.

Die journalistische Arbeit begann für mich mit einem Anruf aus Kairo. Ein Reporter der *Los Angeles Times*, Terry McDermott, hatte dort dem Ägypter Mohammed Atta, einem der Attentäter vom 11. September 2001, seit den Anschlägen auf New York und Washington, D.C., auf der halben Welt hinterherrecherchiert. Nun suchte er einen Kollegen, der ihm vor Ort in Hamburg dabei half, das zentrale Rätsel zu lösen: Warum hatte der unscheinbare Atta, der jahrelang an der Technischen Universität Harburg Stadtentwicklung studierte, ein Flugzeug in den Nordturm des World Trade Centers gesteuert und ihn zum Einsturz gebracht? Was war in Hamburg mit Atta passiert? Was hatte ihn verändert, zum Massenmörder gemacht? »Mehr will ich gar nicht wissen. Vielleicht finden wir darauf keine Antwort, aber das ist auch okay, dann haben wir eben keine Story«, waren Terrys Worte.

Immer ging es also bei unseren Recherchen, die mich nach Afghanistan, in den Jemen, nach Guantanamo, quer durch die USA

und immer wieder an den ehemaligen Wohnort der Täter, Hamburg-Harburg, führte, letztlich um dieselben Fragen: Warum töten Terroristen? Wer wird zum Attentäter? Sechs Jahre lang arbeitete ich zusammen mit Terry an der Geschichte, und die Antwort wurde weitaus komplexer, als wir uns das am Anfang vorstellen konnten. Diese Komplexität fasziniert mich, die Motivation von Terroristen wurde auch deshalb zu einem Lebensthema. Ich beschäftigte mich mit der RAF, den linksextremistischen Revolutionären Zellen und immer wieder mit Islamisten, als sie in London, Madrid und später in Paris und Berlin Anschläge begingen. Schließlich rückten Rechtsterroristen und ihr Umfeld in den Mittelpunkt meiner Arbeit, nachdem sich der Nationalsozialistische Untergrund (NSU) selbst enttarnt hatte.

Über die Jahre habe ich daher auch immer wieder versucht, Extremisten und Terroristen direkt zu befragen. Ich habe mit Filmcrews Rechtsextremisten im Gefängnis besucht, ihre Interviews für Dokumentationen aufgezeichnet. Ein Neonazi zeigte sich regelrecht neidisch ob der Tatsache, dass seine früheren Freunde zu Terroristen geworden waren, während er selbst Geldtransporter überfallen hatte und in die gewöhnliche Kriminalität abgeglitten war. Ein anderer Rechtsextremist war noch immer stolz auf seine radikalen Ansichten, hielt sie weiterhin für alternativlos. In Dubai interviewte ich einen islamistischen Aussteiger aus Saudi-Arabien – beim ersten Mal war er nicht gekommen, ich war umsonst nach Dubai geflogen. Beim zweiten Mal saß er dann gefasst vor uns und erklärte, wie er als Imam junge Dschihadisten radikalisiert hatte, die schließlich Zivilisten im Bosnien-Krieg im Namen ihres Gottes massakriert hatten. Als es darum ging, ob man diese Männer deradikalisieren könne, bat er darum, die Aufnahme zu pausieren. Er erzählte mir, dass seine ehemaligen Schützlinge berühmt geworden seien, weil sie die Köpfe ihrer Gegner abgeschlagen hatten, um sich dann in der einen Hand mit dem Kopf und in der anderen mit einer Cola-Dose fotografieren zu lassen – Anfang

der 1990er-Jahre ein Schock für jeden Beobachter, heute ein Anblick, der auf vielen Schlachtfeldern, on- und offline, schreckliche Normalität geworden ist. Einige Menschen sind für jede Menschlichkeit verloren – das wollte mir der Aussteiger damals mit seiner Schilderung verdeutlichen.

Schließlich war ich in die Normandie gereist, wo der ehemalige Linksterrorist Hans-Joachim Klein zurückgezogen in einer Waldhütte lebte. Er gehörte zu einem palästinensisch-deutschen Kommando, das 1975 die OPEC-Ölminister in Wien entführt und bei der Aktion drei Menschen ermordet hatte. Klein selbst wurde angeschossen, hatte den Bauchschuss beinahe nicht überlebt. Er stieg wenig später aus der Szene aus, erklärte seine Motive in einem Brief an das Büro des *Spiegel* in Rom, dem er seinen Revolver beilegte, und schrieb dann das Buch *Rückkehr zu Menschlichkeit – Appell eines ausgestiegenen Terroristen*. In unseren Gesprächen erklärten mir Klein und die anderen Ex-Terroristen und Extremisten, wie sie aus ihrer ideologischen Überzeugung das Recht, ja sogar die Pflicht abgeleitet hatten, andere Menschen zu töten. Ein Gefühl der Klarheit und der Macht, das man nicht so ohne Weiteres aufgibt. So beschrieben all diese Männer, wie schwer es für sie war, aus diesem Gedankenkonstrukt wieder herauszufinden. Zu verstehen, warum man auch andere Menschen zum Töten angestiftet und damit Morde und Attentate ermöglicht hat, ist ein mühsamer Prozess. Mühsamer ist nur noch der Versuch, sich anschließend selbst umzuprogrammieren, um in ein Leben voller Widersprüche und Grauzonen zurückfinden zu können, in dem klare Antworten, wie der Extremismus sie bietet – *Gewalt ist die einzige Lösung, nur sie macht frei* –, rar gesät sind. Eine jahrelange, einsame Arbeit. Rückfälle nicht ausgeschlossen.

Andrews Geschichte, von Emily Oneschuk erzählt, bestätigte viele dieser Lehren. Darunter die wichtigste Erkenntnis: Die Tiefe des Hasses, der sich in diese Menschen hineinfrißt, ist bodenlos. Doch diese Tiefe ist meist das Erste, was oberflächliche Beobachter

übersehen und unterschätzen, was wiederum dazu führt, dass sie die Überzeugung der Terroristen nicht ernst genug nehmen und stattdessen nach anderen, scheinbar rationaleren Motiven suchen – oder die Täter pauschal als psychisch krank einstufen. Andrews Überzeugung – sein Hass – war jedoch so stark, dass es seiner Familie nicht gelang, ihn aus der Szene herauszuholen, egal, was sie auch versuchte. Zurück blieb sie mit dem Gefühl der absoluten Hilflosigkeit.

Andrew und ein weiterer Freund wurden von einem WG-Mitbewohner erschossen. Der Täter war zunächst selbst Rechtsextremist, dann jedoch online zum Islamismus konvertiert. Eine Geschichte, die Ermittler, US-Medien und Beobachter damals an ihre Grenzen brachte. Wer hatte wen warum erschossen? War das sogar ein Fall von islamistischem Terrorismus? Oder war am Ende eine toxische Männlichkeit schuld, die sich in der WG gegen die Männer selbst gerichtet hatte? Der Fall sollte mir die Augen öffnen, um eine neue Zeit zu verstehen, die längst angebrochen war – nichts war mehr, wie es auf den ersten Blick schien; Grenzen, Motivationen, alles floss ineinander. Ein neuer Typ Terrorismus hatte sich entwickelt, der bis heute regelmäßig missverstanden wird und erklärt werden musste.

Viele Beobachter auf dem Kongress in Pittsburgh – Analysten, Akademiker, Polizisten –, die sich ebenfalls schon sehr lange mit dem Thema Terrorismus beschäftigt hatten, diskutierten auf anderen Panels bereits eines der größten Probleme: Viele Terroristen radikalisieren sich schnell und früh im Leben – elfjährige Extremisten sind keine Seltenheit mehr. Noch vor der Pubertät werden sie vor allem online in eine Welt gezogen, die junge Menschen als Waffe nutzen will. Dank Emily spürten wir, dass aus diesem Phänomen eine sehr unangenehme Erkenntnis erwuchs: Der Hass dieser jungen Terroristen wurde so früh so stark geprägt, dass es in vielen Fällen aussichtslos sein würde, sie wieder für die Menschlichkeit zu gewinnen.

Als ich Emily wenige Monate nach dem Kongress in ihrer Heimatstadt Boston für meine Dokuserie »World White Hate« interviewte, sagte sie über den Tod ihres Bruders: »Ich war schockiert darüber, dass Andrew erschossen wurde, aber ich wäre weniger überrascht gewesen, wenn er der Schütze gewesen wäre. Das finde ich erschreckender.« Sie hatte also immer damit gerechnet, dass er andere erschießen würde – dass sich der Hass nach außen richten würde, nicht, dass er selbst einem Hassverbrechen zum Opfer fallen würde. Dann sagte Emily einen Satz, der ihr merklich nur sehr schwer über die Lippen kam und unendlich viel Mut erforderte: »Es war seltsam, aber ich verspürte eine gewisse Erleichterung, als er starb.«

Ein Gefühl der Erleichterung angesichts des Todes ihres eigenen Bruders. Wie groß muss die Angst vor dem und um den eigenen Bruder gewesen sein? Wie können Kinder so gefährlich werden? An vielen Orten der Welt sitzen Jugendliche und junge Männer in ihren Zimmern vor dem Computer, nonstop unterwegs in einer Welt des Hasses, bis ein Gedanke alles überlagert: Wann, endlich, kann ich selbst zuschlagen? Das Wo, das Wie und vor allem das Warum wird dabei zunehmend zweitrangig.

Andrews Fotos hätten perfekt in die Reihe der vielen Attentäter der letzten Jahre gepasst: ungelenke Haltung, blasses Gesicht, gelegentlich ein verdruckstes Lächeln. Bei vielen anderen jungen Männern, deren Porträts und Verbrecherfotos um die Welt gingen, nachdem sie zur Waffe gegriffen hatten, kam noch etwas anderes dazu: Aus ihren Blicken sprach eine störrische Entschlossenheit, die sie sonst für nichts aufbringen konnten. Und vor allem: Sie strahlten eine große Verlorenheit aus. Verloren – in der Welt und im eigenen Leben. Daher immer auf der Suche nach einem Sinn und Antworten auf die Fragen: Bin ich bedeutungslos? Und wo soll ich hin mit all meinem Hass, auf mich, die anderen und auf die Welt? Und vor allem: Schaut mich an, nehmt mich endlich wahr!

Diesen verlorenen Menschen und den Stimmen in ihrem Kopf, die immer lauter durch das Internet hallen, müssen wir zuhören,

wollen wir als Gesellschaft das Problem verstehen. Dass es überhaupt entstehen konnte, sagt mehr über uns aus – die digitale, ungeduldige Gesellschaft voller vereinzelter Menschen –, als wir noch immer wahrhaben wollen. Denn obwohl dieser Hass meist schon im Kinderzimmer geboren wird, sehen wir als aufgeklärte Gesellschaft noch immer fast tatenlos zu, wie er vor allem dort weiter um sich greift.

Die Wundensammler

Sieben Jahre vor seinem Tod im Jahr 2017 begann Andrew One-schuks Familie sich ernsthaft Sorgen um den kleinen, schwächlichen Jungen zu machen, der gerade elf Jahre alt geworden war. Andrew lebte mit seinen Eltern und seiner Schwester Emily am Rande einer kleinen Stadt in der Nähe von Boston – in einer »Schneekugel«, wie Emily es beschrieb, also in einer sehr weißen Vorstadtsiedlung. Einfamilienhäuser mit Vorgärten, der Rasen akkurat gestutzt, zwei Autos in der Garage – zu Fuß ist nicht einmal ein Supermarkt bequem erreichbar, ein Großteil der Kindheit findet deshalb auf der Rückbank statt, während Mutter am Steuer telefoniert. Die Kinder besuchen Schulen, auf denen die Schüler sich alle ähnlich sehen und vor allem eines sind: katholisch und weiß. Daher: Schneekugel.

Andrew war in eine Soldatenfamilie hineingeboren worden, nicht nur sein Vater hatte in der US-Marine als Pilot gedient und über die Jahrzehnte einen Krieg nach dem anderen erlebt. Emilys Urgroßvater war in der italienischen Marine, ihr Großvater in der US Navy, Onkel und Patenonkel dienten dort als Piloten: »Ich bin selbst ehemalige Navy-Offizierin.« Andrews Vater, der als Berater für die Luftwaffe arbeitete und dabei half, bewegliche Ziele besser zu erfassen, wurde kurz vor der Wahl von Barack Obama zum US-Präsidenten in den Irak geschickt. Die USA hatten das Land 2003 angegriffen. Was genau ihr Vater dort tat und ob er als Radarspezialist auf einem großen Stützpunkt in großer Gefahr war, konnten die Kinder nicht einschätzen. Aber natürlich machten sie sich Sorgen, US-Soldaten starben regelmäßig in dem weit entfernten Land. Und ihr Vater fehlte.

Die Invasion des Irak war schon wenige Tage nach den Anschlägen vom 11. September 2001 durch den ehemaligen CIA-Chef James Woolsey ins Spiel gebracht worden, obwohl der Irak mit dem Angriff nicht unmittelbar zu tun hatte. Der damalige US-Präsident George W. Bush und seine Berater hatten umgehend einen Plan entworfen, wie sie 9/11 nutzen konnten. Sie wollten, so notierte es der britische Premierminister Tony Blair nach einem Besuch im Weißen Haus zwei Tage nach den Attentaten in einem Geheimvermerk, mit allen Feinden der USA im Nahen Osten auf einmal abrechnen – mit dem Iran, Irak, Syrien.³ Die US-Regierung konzentrierte sich schließlich auf den Irak und schob eine Lüge vor, um das Land angreifen zu können. Wider besseres Wissen behauptete die US-Regierung gegenüber der Weltöffentlichkeit, Saddam Hussein und sein Regime stünden kurz davor, Massenvernichtungswaffen einsetzen zu können. Die Mutter aller Lügen – die bis heute Auswirkungen nicht nur auf die US-Gesellschaft hat. Zwar stürzten die USA das Regime von Saddam Hussein schnell, doch den anschließenden Bürgerkrieg bekamen die US-Truppen über Jahre nicht in den Griff. In Teilen des Irak konnte sich sogar eine neue islamistische Terrorgruppe – der Islamische Staat (IS) – formieren und Mitglieder rekrutieren. Ein absurdes Resultat: Der globale »Krieg gegen den Terror« löste eine neue Terrorwelle aus.

Nachdem Obama die amerikanischen Truppen aus dem Irak zurückgeholt hatte, wurde Afghanistan zum Haupteinsatzgebiet des Vaters von Andrew und Emily. Der Einsatz in Afghanistan geriet ebenfalls zum Desaster. Zwar vertrieb man die Terrorgruppe al-Qaida, deren Mitglieder die Anschläge vom 11. September mit organisiert hatten, aber die Truppen der Taliban verteidigten das Land zäh. Andrew Oneschuks Vater wurde in dieses Land geschickt, als die USA und ihre Alliierten dort bereits neun Jahre Krieg führten und noch viele weitere Jahre Tod und Zerstörung folgen sollten. Auch für die Familie Oneschuk bei Boston hatte der Einsatz des Vaters unmittelbare Folgen, wie sich Emily in unserem Interview

erinnerte: »Wir konnten nicht oft mit ihm sprechen, gleichzeitig musste Mum den Haushalt schmeißen, komplett gestresst. Nachdem wir in einem Haushalt mit zwei Eltern gelebt hatten, wurden wir plötzlich mit einer alleinerziehenden Mutter groß.«

Das neue Leben ohne den Vater machte vor allem Andrew schnell zu schaffen. Er fand nirgends Anschluss. Sport war nichts für ihn, die Kinder in seiner Klasse mochten ihn nicht, was auf Gegenseitigkeit beruhte. Er zog sich zurück. Wenn er aus der Schule kam, ging er sofort hoch in sein Zimmer, startete den Computer und tauchte oft im Internet ab, nur unter Protest kam er kurz zum Essen hinunter. Emily beschrieb mir die Situation so: »Dort fühlte er sich aufgehoben. Außerhalb dieser Welt gab es für ihn lange überhaupt nichts. Das Gefühl, dazuzugehören, kannte er in der realen, physischen Welt überhaupt nicht mehr.« Damals, 2010 und in den folgenden Jahren, konnte Andrew bereits Videos auf YouTube in einer Endlosschleife schauen, die Kinder niemals hätten sehen dürfen – die Plattform war gerade erst fünf Jahre alt und bot schon alles, was sich Extremisten nur wünschen konnten: endloses Propagandamaterial und die Möglichkeit, umsonst Millionen Menschen auf der ganzen Welt zu erreichen. Als der junge Andrew YouTube entdeckte, stand der Anbieter bereits in der Kritik, weil diese Nachlässigkeit Opfer gefordert hatte: Ein junger islamistischer Attentäter aus dem Kosovo hatte vor einem Bus am Frankfurter Flughafen zwei US-Soldaten erschossen. Er hatte sich, so stellten die Ermittler fest, vor allem Videos über den Irak-Krieg auf YouTube angeschaut, darunter einen Clip, der ihn besonders wütend machte. Darin war zu sehen, wie eine irakische Frau von uniformierten US-Amerikanern missbraucht wurde. Der Clip jedoch war fiktiv: Er zeigte einen Ausschnitt aus dem Spielfilm *Redacted* von Brian De Palma, in dem US-Soldaten eine junge Irakerin vergewaltigen, später ermorden und ihre Leiche verbrennen.⁴ Daneben gab es bei YouTube bereits seit Jahren ungefilterte Propagandavideos, aber auch Videos von realen Scharmützeln, zivilen Opfern und zerfetzten Kör-

pern konnte man mühelos finden. YouTube filterte all das nicht heraus – auch nicht für Jugendliche und Kinder. Noch wenige Jahre zuvor mussten Islamisten sich Aufnahmen wie diese – etwa aus dem Tschetschenien-Krieg – auf Videotapes unter der Hand in Moscheen besorgen, um den Nachwuchs anstacheln zu können. Dank YouTube kam man nun problemlos an dieses Material heran, ohne das Haus verlassen zu müssen. Der Anbieter geriet unter Druck – allerdings nur kurz. Grundsätzlich änderte sich nichts.

Vor allem Jugendliche suchten Ablenkung – vom eigenen Leben in einer verunsicherten Welt. Denn schon damals – ähnlich wie 15 Jahre später, im Jahr 2025 – musste die Welt eine Krise nach der anderen durchstehen, die als solche aber nicht aufgearbeitet wurden. Den Anschlägen vom 11. September 2001 folgten die Kriege, in denen Andrews Vater und so viele andere US-Amerikaner kämpften und in denen viele rechtsstaatliche Prinzipien einrissen. Die USA klagten die Urheber des 11. September zunächst nicht an, man zog sie also nicht vor Gericht zur Rechenschaft, sondern verschleppte und folterte sie und hob damit teilweise die Regeln des eigenen Rechtsstaats auf. Die USA begannen einen Drohnenkrieg, mit dem sie Terrorverdächtige ausschalteten, im Zuge dessen sie aber immer wieder auch unschuldige Zivilisten töteten. Ohne Prozess, ohne Gewissheit, wen man da eigentlich per Knopfdruck umbrachte. Die eigene Erzählung von der gottgegebenen moralischen Überlegenheit wurde auch für viele US-Amerikaner immer unglaubwürdiger – man steckte tief im Morast, ohne Ausweg, ohne Ziel. Das Fundament des Landes bröckelte immer mehr, ohne dass sich etwas änderte.

Auch Emily macht das zu schaffen: »Ich wuchs im Krieg gegen den Terror auf. Er bestimmte meine Erziehung. Ich war sechs Jahre alt, als 9/11 passierte, dann ging mein Vater in den Irak und nach Afghanistan. Wir hatten so viele Gespräche, ich wollte wissen: Warum sind wir dort? Wem helfen wir? Am Anfang hat mein Vater mir noch irgendwelche Geschichten erzählt.« Doch das änderte

sich, irgendwann war er entwaffnend ehrlich: »Es ist nur ein *money pit* – eine Goldgrube.« Ein Selbstbedienungsladen also, bei dem es darum ging, möglichst viel Geld aus dem Krieg zu ziehen. »Als ich dann selbst zum Militär ging, hoffte ich, dass es bei mir anders sein würde, dass alles auf einmal einen Sinn ergeben würde, dass diese Kriege, die wir seit 20 Jahren führten, dass die Leben, die wir verloren, und die Leben, die wir genommen haben, dass all das nicht umsonst gewesen war. Aber je mehr ich als Soldatin mit eigenen Augen sah, desto weniger ergab irgendetwas Sinn. Meine Welt war erschüttert.«

An der allgemeinen Verunsicherung vieler im Grunde konservativer Amerikaner änderte sich auch nichts, als Barack Obama Ende 2008 die Präsidentschaftswahl in den USA gewann – im Gegenteil: Für Teile des weißen Amerikas war das Ergebnis ein zusätzlicher Schock, vor allem für jene Menschen, die sich bis dahin sicher waren, dass sie am Ende trotz aller wirtschaftlichen Probleme immer eines behalten würden: die kulturelle Macht, die Hoheit über den Diskurs, der festlegte, wer oder was amerikanisch war. Der Ton verschärfte sich – vor allem online, in den Foren, auf diversen Plattformen.

Auf diesen Umbruch hatte mich ein US-Geheimdienstmitarbeiter aufmerksam gemacht – Trump sei das Symptom, nicht der Auslöser des gefährlichen Rassismus-Comebacks in den USA. Der Mann, Darryl Johnson, hatte für das neue U.S. Department of Homeland Security, das Ministerium für Innere Sicherheit, als Analyst gearbeitet und mir in einem Interview erklärt, dass er 2007, als Obama seine Kandidatur bekannt gab, vom Secret Service gebeten wurde, die Online-Aktivitäten der rechten Szene im Blick zu behalten. Was ließ sich aus dem sogenannten »Chatter«, also dem »Geschwätz«, ablesen, das damals vor allem in Online-Foren statt-

fand? Zum ersten Mal ein möglicher schwarzer Präsident, was hatte das für Auswirkungen? Gab es Anschlagpläne, konkrete Aufrufe zur Gewalt? Johnsons Team konnte zunächst nicht feststellen, dass sich irgendetwas veränderte. Doch als Obama schließlich zum offiziellen Kandidaten der Demokraten gekürt wurde, kam der große Knall, so Johnson: »Dann meldeten sich die Extremisten online, die Drohungen liefen bei uns auf. Und wir wussten: Wird Obama erst einmal gewählt, dann haben wir in den USA eine andere Bedrohungslage.« Ein schwarzer US-Präsident war also die ultimative Provokation.

Seit damals, so beobachtete Darryl Johnson, hat sich die Stimmung online nicht mehr abgekühlt. Auf Hunderttausenden Computern, in Hunderten von Foren, Buchstabe für Buchstabe, Meme für Meme, Klick für Klick, wuchs online eine hasserfüllte rassistische Welt heran, deren Bewohner nur darauf warteten, den Diskurs auch offline zu bestimmen. Die Welt wurde im digitalen Untergrund aufgeteilt. In Schwarz und Weiß. Wie in einem neuen, noch kalten Krieg. Und Andrew war mittendrin.

Zu dieser Zeit hatte sich nicht nur Facebook professionalisiert, sondern auch andere Plattformen, die ab 2003 gegründet wurden, nachdem die »Dotcom-Blase« drei Jahre zuvor spektakulär geplatzt war. Milliarden waren zuvor in Internet-Firmen investiert worden, die ausschließlich Verlust machten, ohne Aussicht auf Besserung. Als die Investoren das schließlich begriffen, zogen sie in Panik ihr Geld ab. Die Blase platzte.

Aus der Asche stiegen neue Unternehmen auf, kommerzielle Webseiten wie *Steam*, die der ehemalige Microsoft-Programmierer Gabe Newell alias GabeN entwickelt hatte – dort konnte man online gegeneinander spielen und zudem Spiele kaufen –, aber auch Seiten, die von Amateuren ins Leben gerufen wurden, wie das Imageboard *4chan* etwa, im Prinzip ein digitales Schwarzes Brett. Es wurde 2002 von dem amerikanischen Teenager Christopher Pool gegründet, 15 Jahre alt, Nickname: *Moot*. Er hatte sich von

einem japanischen Vorbild – *2channels* – inspirieren lassen. 2010 sagt der scheue *Moot* bei einem TED-Talk: »Ich habe [die Idee] genommen, sie ins Englische übersetzt und für meine Freunde nutzbar gemacht. Und jetzt, sechseinhalb Jahre später, nutzen über sieben Millionen Menschen [4chan] und posten täglich über 700 000 Beiträge.«

4chan wurde schnell als Ort bekannt, wo die User sich in sogenannten Threads auf verschiedenen übergeordneten »Boards« über alles austauschen konnten. Gleichzeitig konnten die User bei 4chan Material hoch- und herunterladen, das sonst schwer zu finden war, weil es schmutzig, illegal, umstritten oder alles auf einmal war. Diese unscheinbare Seite wurde zu einer der wichtigsten Plattformen für Attentäter.

Im Rückblick wirken 4chan und Steam fast schon archaisch, vor allem, was ihr Design angeht, doch entwickelten diese Plattformen trotzdem einen stetigen Sog. Nicht zuletzt für viele Kinder und Jugendliche änderte sich durch die neuen Seiten alles. Man konnte auf Steam online gegen einen Freund oder einen Unbekannten spielen; es stand einem ein nahezu endloses Angebot an Spielen zur Verfügung – Spiele, die man als Kind eigentlich nicht spielen durfte, weil es dabei fast immer auch ums Töten ging, aber in den ersten Jahren und auch später schauten die Betreiber nicht so genau hin. Das erste erfolgreiche Imageboard 4chan hatte ebenfalls etwas zu bieten, was Jugendliche anzog, wie *Moot* erklärte: »Das Besondere an dieser Website ist also, dass sie anonym ist und kein Gedächtnis hat. Es gibt kein Archiv. Es gibt keine Barrieren. Es gibt keine Registrierung. Und das hat zu einer Diskussion geführt, die völlig unverfälscht und völlig ungefiltert ist.« So konnte man dort also lästern, fluchen, Streiche spielen, weil es keine Regeln, keine Grenzen, keine Zugangsbeschränkung für Kinder gab: Jeder User war noch dazu anonym, nur durch einen Code gekennzeichnet, der sich allerdings immer wieder änderte. Weil man eben anonym dort unterwegs war, nannte sich viele User *Anon*. Die Moderatoren

ließen den Anons am Anfang alles durchgehen, so wollte es *Moot*: »Es gibt die von mir aufgestellten kodifizierten Regeln, die von der Community mehr oder weniger ignoriert werden.«

So konnte man sich auf den Boards ohne Probleme eine neue Identität geben und im Grunde sein, wer oder was man sein wollte: ein obsessiver Gamer, ein heiliger Krieger, ein Neonazi oder einfach nur eine besserwissende Nervensäge, und von denen gab es viele. Alles war möglich, und alles war erlaubt. Vor allem diskutierten die User in den Threads schier endlos über noch so abseitige Themen und Theorien. Offensichtlich hatten sie etwas zu sagen, und hier hörte man ihnen – scheinbar – zu, oder zumindest wurde man beleidigt, selten ignoriert, solange der eigene Vorstoß spektakulär genug war. Auf den Boards fanden Hacker zueinander, die später das Kollektiv »Anonymous« gründeten, User organisier- ten Proteste gegen Scientology, aber es wurden auch Threads er- öffnet, in denen zunehmend ein rassistischer und antisemitischer Ton herrschte. Anfangs wollte man offenbar provozieren und seine eigene Sprache entwickeln, aber bald waren dort vor allem drei Be- griffe eine akzeptierte Beleidigung: *Nigger*, *Fagotts* (Schwule) sowie *Kikes* als Bezeichnung für Juden. In Tausenden von Posts tauchten diese Codes auf, bald auch abgewandelt – *Glownigger* etwa. Sie gin- gen den Usern ins Blut über, ausgerechnet zu einer Zeit, als sich die USA den ersten schwarzen Präsidenten gewählt und – scheinbar – dabei waren, den Rassismus zu überwinden.

Die neuen Plattformen waren schnell sehr erfolgreich, sie wucherten weiter, erfassten und beeinflussten viele andere Websei- ten. So wuchs online Klick für Klick und Post für Post ein dichter Dschungel heran. YouTube, die Imageboards, Facebook, Steam, Ni- schen-Plattformen, nur oberflächlich oder gar nicht kontrolliert: Jede Sekunde bot zig Möglichkeiten, falsch abzubiegen, weil man eben so oft das Falsche las, spielte oder kommentierte, dass man irgendwann nicht mehr unterscheiden konnte zwischen Witz und Beleidigung, Spiel und Realität.

In vielen Zimmern in vielen Teilen der Welt saßen zu diesem Zeitpunkt – 2011, 2012 – Jungs vor ihren Rechnern, die sie irgendwann von ihren Eltern geschenkt bekommen hatten, einige von ihnen sieben Jahre alt, andere elf, ein anderer schon 21 Jahre alt und auch als Kind schon online gewesen. Sie betraten den Dschungel, von Grafton in Australien, Boston, New Mexiko, Texas, München oder von einem kleinen Ort in Sachsen-Anhalt aus. Mindestens sechs von diesen Jungs wurden zu Mördern, zu Rechtsterroristen, zu Mitgliedern der Einzeltäterarmee – oder, wie Andrew, zu ihren Opfern.

All diese Jungs erfuhren im Sommer 2011 online bei YouTube und linear im Fernsehen von einer unfassbaren Katastrophe: Ein norwegischer Einzeltäter, Anders Breivik, hatte in Oslo und auf der Insel Utøya 77 Menschen umgebracht. Acht mit einer Autobombe in Oslo, 69 auf der Insel, wo die Jugendorganisation der Arbeiterpartei ein Sommerlager organisiert hatte. Vor allem Jugendliche erschoss der Attentäter dort. Breivik hatte ein Manifest hinterlassen, 1500 Seiten lang, in dem er sich erklärte. Er habe die »Invasion Europas« durch Muslime aufhalten wollen, daher die Jugend der Arbeiterpartei angegriffen, die wiederum für die »Massenmigration« verantwortlich sei. Die Tat, die Bilder, das Manifest veränderten auch den digitalen Dschungel für immer. Allerdings, und das ist interessant, mit einiger Verzögerung, wie ein Blindgänger, der erst Jahre später explodierte. Organisierte Neonazis in westlichen Ländern distanzierten sich auch aus Angst vor einer Gegenreaktion von der grausamen Tat, im Gegensatz zu Extremisten, die sich keiner Bewegung zurechneten, freie Radikale; sie feierten den Massenmörder. Auf 4chan konnten sie damals Breivik nicht verherrlichen, weil *Moot* zwischenzeitlich seine Meinung geändert und das radikalste Board /r9k/ von der Plattform verbannt hatte. Die Extremis-

ten unter den Usern versuchten daraufhin selbst mit mäßigem Erfolg ein Imageboard zu etablieren – waren aber vor allem auf einer Seite aktiv: stormfront.org.

Heidi Beirich, eine der besten Kennerinnen der rechten Szene, hatte schon 2014 ein Dossier über diese digitalen rechten Einzeltäter geschrieben, das sie *White Homicide Worldwide* nannte. In ihrem Dossier wies Beirich nach, dass in dieser gefährlichen Nische im digitalen Dschungel mindestens neun User aktiv waren, die zwischen 1999 und 2014 über 100 Menschen ermordeten: <http://stormfront.org/> war ihr Anlaufpunkt.⁵ Rechtsextremisten, vor allem jene in den USA, waren immer technische Vorreiter. Sie nutzten auch die digitale Revolution für sich – so gründete der Rassist Don Black die Plattform Stormfront bereits 1996, nachdem er im Gefängnis einen Computerkurs belegen konnte, den der US-Staat bezahlt hatte. Er war zuvor jahrelang Mitglied im Ku-Klux-Klan und mit dem späteren Klan-Chef David Duke eng verbunden. Die Menschen, die Black auf seiner Plattform anzog und die später gewalttätig wurden, hatten damals ein klares Muster, wie Beirich schrieb: »Ein typischer Mörder, der sich zum rassistischen Forum stormfront.org hingezogen fühlt, ist ein frustrierter, arbeitsloser, weißer erwachsener Mann, der bei seiner Mutter oder einer entfremdeten Ehefrau oder Freundin lebt. Sie ist die einzige Ernährerin im Haushalt. Forensische Psychologen bezeichnen ihn als ›Wundensammler‹.« Dann, so Beirich weiter, wird es gefährlich: »Überzeugt von der Überlegenheit seiner Rasse und frustriert von der Minderwertigkeit seiner Leistungen, verbringt [der User] jeden Tag viele Stunden im Internet, betäubt sich selbst und nippt langsam an einem Cocktail aus Wut. Allmählich findet er Akzeptanz in dieser Online-Geburtsstätte selbst ernannter ›einsamer Wölfe‹, aber er findet keine Erleichterung, keine praktischen Lösungen, keine Vorschläge, um seine Situation zu verbessern. Er wird nur noch wütender.« Schließlich, schreibt Beirich: »... besorgt er sich eine Waffe.« Das gilt heute – zwölf Jahre später – noch immer.

Ein Stormfront-Täter fiel damals bereits aus dem Raster, weil er jünger war. Der Fall ist zu Unrecht fast vergessen, kann er doch als Warnung verstanden werden: Auch sehr junge Täter sind zu sehr brutalen Morden fähig. Ian Andrew Bishop war gerade 14 Jahre alt und ein Stammgast auf Stormfront, als er in Greensburg, Pennsylvania, seinen drei Jahre älteren Bruder Adam mit einem Hammer erschlug, weil er ihn für »schwul« hielt. Ein 15-jähriger Freund half Ian, den verblutenden Bruder in die Badewanne zu bringen.⁶ Das junge Alter bot weder dem Täter noch dem Opfer Schutz. Der Fall war auch aus anderem Grund typisch: Bei vielen Tätern richtet sich die Gewalt nach innen – ihr Hass, ihre Wut muss sich entladen, also massakrieren sie die eigene Familie oder einen anderen Menschen in ihrem Umfeld. Ein User erwürgte seine Frau und erhängte sich dann, ein anderer ermordete seine Ex-Frau und schoss der 16-jährigen Stieftochter ins Gesicht. Der Täter hatte 900 Posts bei <http://stormfront.org/> abgesetzt, er wurde sogar dort gesperrt, weil er spezifische Informationen über eine schwarze Frau veröffentlichte.

Der Seiten-Gründer Don Black hatte schon sehr früh, im Jahr 1996, einem Reporter erklärt, warum er seiner Idee eine große Zukunft prophezeite: »Das Potenzial des Internets für Organisationen und Bewegungen wie die unsere ist enorm. Wir erreichen [nun] Zehntausende von Menschen, die zuvor noch nie Zugang zu unseren Standpunkten hatten.« Ein Aussteiger aus der rechten Szene bestätigte mir später: »Ein Teil meines Radikalisierungsprozesses bestand darin, dass ich in Chatrooms eingeladen wurde, in private Facebook-Gruppen, Telegram- und Signal-Chats. Einige der Leute, mit denen ich sprach, kamen aus Virginia, Boston, Chicago, Texas, Kalifornien, wir unterhielten uns quer durch die Vereinigten Staaten. Und was das Ganze noch viel gefährlicher machte, war die Möglichkeit, sich zu koordinieren.«

Als der Veteran und Stormfront-User Wade Michael Page im August 2012 sechs Gläubige in einem Sikh-Tempel in Wisconsin erschoss – von dem Fall wird später noch die Rede sein –, nahm der

Druck auf den Seiten-Gründer Don Black und seine User immer weiter zu. Selbst Black erkannte: »Wir ziehen zu viele Soziopathen an.« Am Ende hatte Stromfront 286 000 User. Und die sahen sich, als der Scheinwerfer zu grell auf sie zu scheinen begann, nach Alternativen um. Sie fanden 4chan – und dort sehr viele weitere, sehr junge potenzielle Attentäter. Denn *Moot* war eingeknickt, weil die Anons ihm Druck gemacht hatten. Im Oktober 2011 gründete er ein neues, radikales Board, das »*Politically Incorrect*«, kurz: /pol/, genannt wurde und notorische Berühmtheit erlangen würde. Erst 2026 kam heraus, dass sich *Moot* einen Tag bevor das Board online ging, mit Jeffrey Epstein, dem Finanzier und Sexualstraftäter, getroffen hatte. Warum *Moot* einem Treffen zugestimmt hat, sagt er nicht. Epstein selbst schrieb einem engen Kontakt: »ich mochte ihn sehr. hab ihn nach hause gefahren. er ist sehr schlau«. – »Er wird unser Freund«, lautete die Antwort. Später waren Epstein und eine Komplizin auf Reddit und 4chan sehr aktiv, offenbar um so viele Verschwörungstheorien wie möglich zu verbreiten, damit die Menschen irgendwann nicht mehr Lüge und Wahrheit voneinander unterscheiden konnten – was letztlich die vielen Kontakte und wirklichen Kinderschänder im Umfeld von Epstein schützte.

/pol/ auf 4chan bot etwas, wonach auch viele Neonazis und Rassisten lange gesucht hatten: die Möglichkeit, getarnt Tausende Jugendliche auf einmal an vielen Orten gleichzeitig anzusprechen – Jugendliche zumal, die kein Problem damit hatten, das N-Wort exzessiv zu nutzen, Jugendliche, die alles und jeden infrage stellten und an nichts glaubten, was die Erwachsenen ihnen draußen erzählten, auch weil sich vieles in ihrem jungen Leben zu oft als Lüge herausgestellt hatte. Dass auf einmal viele Stormfrontler bei 4chan auftauchten, wurde registriert, User beschimpften sie 4chan-like als »Stormfags« und »Stormnigger«. Die Lage im Dschungel sollte schnell außer Kontrolle geraten. Und das galt nicht nur für 4chan.

Einer der Jungen, der wie Andrew durch diesen digitalen Dschungel irrte, hieß William Atchison und lebte in einer Klein-